

Predigt Sonntag der Weltmission 2024 Jer 31,7-9 /Mk10,46b-52

Liebe Mitchristen,

Meine Hoffnung, sie gilt Dir!

Dieses Leitwort des heutigen Weltmissionssonntags aus Psalm 39 möchte ich gerne dem blinden Bartimäus in den Mund legen. Nach all den Jahren mit Blindheit geschlagen hat er seine Hoffnung auf Heilung noch nicht begraben. Als er erfährt, dass Jesus vorbeigeht, schreit er seine Verzweiflung, seine Not und aber auch seine Hoffnung zugleich heraus. Mit allen Mitteln versucht er, auf sich aufmerksam zu machen. Dieser Bartimäus hofft, dass Jesus nicht an ihm, an seiner Not blind und taub vorbeigeht, ihn also nicht nur passiert, sondern er glaubt daran, dass in diesem Augenblick das passiert, auf das er sein Leben lang gewartet und gehofft hat: Wieder sehen zu können! *Meine ganze Hoffnung, sie gilt Dir! Erbarme dich meiner!* In diesen Worten konzentriert sich seine ganze Sehnsucht nach Heilung.

Liebe Schwestern und Brüder,

es sind nicht viele Worte, die den direkten Weg aus der Bibel in die Liturgie gefunden haben. Die Worte des Bartimäus gehören dazu. Wie oft haben wir die Worte, ja den Hilferuf und Schrei des Bartimäus, schon in unserem Beten zu Beginn der Hl. Messe im Kyrie zu dem Unseren gemacht: *Jesus, Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!* In der ostkirchlichen Tradition ist daraus das so genannte *Jesus- oder Herzensgebet* geworden, das Menschen seit Jahrhunderten beten: *Jesus, erbarme dich meiner.* Diesen Satz wiederholend und meditierend, wiederkäuend, wie es in der alten Gebetstradition heißt, ist der Weg, der es möglich macht, nach und nach den Geschmack, den Trost und die Kraft zu entdecken, die darin liegen. Alle, die dieses Jesusgebet pflegen, bezeugen, dass nicht sie selbst es sind, die wirklich beten, sondern dass es in ihnen betet, und dieses Gebet mit der Zeit in einen tiefen Frieden führt, weil sich der Beter mehr und mehr vom Erbarmen Gottes, seiner Güte und Zuwendung angenommen, getragen, geborgen und darin geheilt weiß und fühlt.

Bartimäus schreit – und damit stört er den frommen Zug, der da durch Jericho zieht. Wie heute schon damals. Der nur am Rande Geduldete aber ist ungeduldig. Dieser arme Blinde wird lästig und die anderen fühlen sich vom ihm darum belästigt. Man will sich nicht stören lassen. Alles soll reibungslos weitergehen – wie immer – man will sich nicht aufhalten lassen – herausschreien lassen aus dem alten Trott und man befiehlt ihm: *Schweig still! Halt den Mund!* Gegen alle Bevormundung durch die anderen, doch still zu sein, schreit Bartimäus aber noch lauter seine Not heraus - seine ganze Sehnsucht nach Heil, und darin sein ganzes

Vertrauen, seinen Glauben, das Jesus ihm helfen kann und will. Und Jesus hat ihn zum Erstaunen der anderen gesehen und gehört und lässt ihn zu sich rufen. In diesem Jesus lebt die ganz besondere Aufmerksamkeit Gottes für die sogenannten vulnerablen Gruppen, wie sie ja auch in der Lesung aus dem Buch Jeremia beschrieben wurden: Witwen und Waisen, Schwangere und Lahme. Er sieht mit Vorliebe all die, die zu kurz kommen. Und weil er nicht vorbei geht, sondern sich aufhalten lässt, liegt umso mehr die Hoffnung in der Luft, dass es mit der Not der Menschen langsam aber sicher vorbei ist, dass sich ihr Leben grundlegend verändern wird.

Im dem, was dann passiert, zeigt sich: So schnell können Menschen sich ändern. Die, die vorher gerufen haben „*schweig still*“ werden jetzt zu denen, die ermuntern und sagen „*Auf, er ruft Dich!*“ Bäumchen wechsel Dich! *Da warf er seinen Mantel weg, sprang auf und lief auf Jesus zu.* Der Mantel, liebe Mitchristen, war mit **das** Kapital dessen, der auf der Straße zuhause war, weil der Mantel barg, wärmte und schützte. Aber den braucht er wohl jetzt nicht mehr, denn er hat in Jesus die kapitale Entdeckung seines Herzens gemacht. Ja! Seines Herzens! Denn mit den Augen des Herzens muss dieser Blinde diesen Jesus schon längst gesehen, erkannt, geglaubt haben als seinen Heiland. Hätte er sonst, wie es heißt, so zielgerichtet auf ihn zulaufen können! Die Augen des Herzens, seiner Sehnsucht und seines Glaubens wiesen ihm den Weg. Jesus lässt sich aufhalten von der Not dieses Menschen, und es gibt keine Heilung per instant, sondern es kommt zu einer tiefgehenden Begegnung der Beiden, in der noch Raum ist für einen Dialog. *Was willst Du, dass ich dir tun soll?* fragt Jesus. Eigentlich eine ungewöhnliche, überflüssig scheinende Frage, liegt es doch auf der Hand, ist doch offensichtlich, woran der Blinde leidet. Aber diese Frage geht tiefer. Indem der Blinde eingeladen wird sie zu beantworten, wird ihm noch einmal zutiefst inne, was seine Sehnsucht ist. Mit seinen Worten: *Rabbuni, ich möchte wieder sehen können!* legt er Jesus die ganze dunkle Geschichte seiner Isolation und Einsamkeit, seines Ausgegrenzt-Seins und seiner Hoffnungslosigkeit, seiner seelischen Schmerzen ans Herz. Und zugleich wird er seines Glaubens, seines Vertrauens inne, dass der, der da vorübergeht wirklich sein Rabbuni, sein Meister ist, der ihn allein heilen und retten kann. Nicht selten ist die Reflexion auf die eigene Situation, die Anamnese, Vergegenwärtigung der eigenen Krankengeschichte der erste Schritt zur Gesundung.

Und er folgte Jesus auf seinem Weg – heißt es von Bartimäus am Ende des Evangeliums. Wir können ahnen, mit welcher Überzeugungskraft er die Geschichte seiner Heilung den anderen Menschen verkündet haben wird. Autobiographisch konnte er vom wunderbaren Handeln Jesu am eigenen Leib, an

der eigenen Seele berichten, und nicht nur vom Hörensagen. Und das wird ihn zu einem glaubwürdigen Missionar in der Jüngerschaft gemacht haben.

Missionssonntag! Liebe Schwestern und Brüder, vieles von dem, was uns im heutigen Evangelium begegnet, hat, so meine ich, mit Mission zu tun. Mission, das heißt eingeladen zu sein, unseren Mitmenschen mit jener Aufmerksamkeit zu begegnen, die Jesus wohl ausgemacht hat. Sich den Mitmenschen mit jener Geduld zuzuwenden, sich aufhalten zu lassen und Zeit für sie zu nehmen, wie Jesus es getan hat. Mission heißt, zu fragen: womit kann ich Dir dienen? Was kann ich Dir Gutes tun? Was brauchst Du? Was willst Du? Also nicht von oben herab zu reden und zu handeln, sondern auf Augenhöhe. Die Zeit der Zwangsmissionierung ist Gott sei Dank vorbei. Mission ist – wie das Evangelium von Bartimäus zeigt, ein Begegnungsgeschehen und keine Einbahnstraße. Eine solche heilsame und wohltuende Begegnung wird möglich durch Menschen, die in Wort und Tat von der Menschenfreundlichkeit Gottes künden – und sie selbst dabei ausstrahlen. Mission im Sinne des Evangeliums könnte heute heißen, die Menschen einladen, in eine Schule des Sehens zu gehen. Der Glaube an den Gott der Liebe macht den Blick frei für das, was wesentlich ist, macht aufmerksam für die Not unserer nahen und auch fernen Nächsten. Der Glaube macht sehend, hellichtig, er macht hörend und mitfühlend und er schweigt nicht, wenn es um das Leben geht, um Liebe, Gerechtigkeit und Frieden – um Gottes Schöpfung. Bartimäus, der den Mund aufmacht, und seine Not herausschreit, lehrt uns als Kirche, uns auch von keinem den Mund verbieten zu lassen, wenn wir den Mund für die auf tun, die keiner hören will, die selbst keine Stimme haben, die heute am Straßenrand sitzen, am Rande der Welt leben, und leicht übersehen und überhört werden.

In diesem Sinne lenkt der Weltmissionssonntag unsere Aufmerksamkeit auf die Not der Menschen in Papua Neuguinea in Ozeanien. Auf den Carteret-Inseln, einem kleinen Atoll im Südpazifik, ist es vor allem der seit Jahren durch den Klimawandel stetig steigende Meeresspiegel, der die Existenz der knapp 3.000 Bewohner bedroht. Die Inseln liegen gerade einmal 1,20 Meter über dem Meeresspiegel. Das eindringende Salzwasser verkleinert nicht nur die bewohnbare Landfläche, sondern zerstört auch Nutzpflanzen wie Bananen, Taro oder Brotfruchtbäume sowie das Trinkwasser und entzieht den Menschen so ihre Nahrungsgrundlage. In dieser ausweglosen Situation gibt es jedoch Menschen wie Ursula Rakova, die sich mit der Entwicklung nicht abfinden wollen. Die 59-Jährige leitet seit 2007 die Organisation „Tulele Peisa“ – was so viel bedeutet wie „Wir segeln auf den Wellen allein“. Ursula Rakova hilft hier nicht nur Familien, neue, sichere Orte zu finden, an denen sie leben können. Mit der Hilfe von Jugendlichen pflanzt sie an den Küsten der Carteret-Inseln zudem Mangroven,

um die Flut zu brechen und die Erosion des Bodens zu verlangsamen. Obwohl sie weiß, dass sie das Versinken der Inseln letztlich nicht stoppen kann und sie die Heimat verlieren werden, kämpft sie zusammen mit vor allem vielen engagierten Frauen aus der katholischen Frauengemeinschaft vor Ort dafür, dass Menschen noch so lange wie möglich dort leben können.

Meine Hoffnung, sie gilt Dir! Das bedeutet auch – an unsere Adresse gerichtet – dass die Menschen im Südpazifik, die ihre Heimat und Lebensgrundlage verlieren, die Hoffnung nicht aufgeben, dass die ganze Menschheitsfamilie doch noch erkennt und realisiert, dass wir unseren Umgang mit der Schöpfung grundlegend verändern müssen, theologisch gesprochen, umkehren müssen. Nur gemeinsam und solidarisch wird es uns auf der einen Welt gelingen, dass die Schöpfung gesunden und die Folgen der Klimakrise soweit wie möglich gelindert werden können. Mit unserem Gebet, mit einem verantwortungsvollen Umgang mit Gottes Schöpfung, aber auch mit der heutigen Kollekte sind wir eingeladen, die Arbeit von *missio* in diesem Sinne zu unterstützen.

Bernd Kemmerling, Pfr.